

Wie die Wissenschaft die Gesellschaft trägt

von Matthias Kleiner

Wissenschaft im Elfenbeinturm – wirklichkeitsfremd, die Öffentlichkeit scheuend, arrogant, in sich gekehrt. Sind wir das? Sind das wir?

Als Ehemann einer Theologin verbinde ich jedoch mit dem Begriff „Elfenbeinturm“ zunächst einmal keine negativen Assoziationen. Denn das sprachliche Bild vom Elfenbeinturm wird zuerst im Hohen Lied des biblischen Königs Salomon als Symbol für Schönheit und Eleganz erwähnt. Dort heißt es wunderbar poetisch: „Dein Hals ist wie ein Turm von Elfenbein. Deine Augen sind wie die Teiche von Heschbon am Tor Bat-Rabbim.“

Der Elfenbeinturm erfuhr jedoch in der Literatur der vergangenen 200 Jahre einen Bedeutungswandel, und spätestens seit dem Roman „The Ivory Tower“ von Henry James im Jahr 1917 mutierte er vom Sinnbild der Schönheit zum kritischen Symbol der hochmütigen Absonderung von der Welt, besonders auch für die Weltferne universitärer Wissenschaft.

Forschung im Elfenbeinturm bezieht sich auf den Intellektuellen, der einzig für seine Aufgabe lebt und sich wenig um die gesellschaftlichen Folgen seiner Tätigkeit kümmert. Einzig der wissenschaftlichen Wahrheit bleibt er verpflichtet. Wissenschaft, Forschung, Gelehrsamkeit – hat dies nichts mit der Wirklichkeit zu tun? Wenden wir Forschenden uns von der Gesellschaft ab? Befinden wir uns tatsächlich noch im Elfenbeinturm?

Ganz bestimmt nicht, wenn ich an Heinrich Miller denke und seine Arbeitsgruppe Glaziologie vom Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven. Glaziologie ist die Wissenschaft von Eis und Schnee, von Gletschern und Permafrost – also ein interdisziplinäres Gebiet, das viel mit der Klimaforschung und dem heiß diskutierten Klimawandel zu tun hat. Die Arbeitsgruppe wurde vor kurzem von der DFG und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft mit dem Communicator-Preis dafür ausgezeichnet, dass sie ihre international herausragende Forschung der Öff-

entlichkeit besonders eindrücklich, aber differenziert, sachlich und unaufgeregt verständlich macht. Und schauen Sie doch einmal auf die Homepage des AWI: Spielen, raten und lernen mit „Super Glazi“ macht auch Erwachsenen Spaß!

Vom Klischee des Elfenbeinturms sind vor allem noch die Geisteswissenschaften betroffen. In Zeitungsartikeln zum Jahr der Geisteswissenschaften, das ja gerade sehr erfolgreich in die zweite Halbzeit geht, konnte man die Überschrift lesen: „Die blaue Grotte“ oder „Der Luxus des freien Denkens“ – Belege dafür, dass das Klischee in der Gesellschaft weiterwirkt.

Wie wenig dieses Klischee stimmt, zeigt die „MS Wissenschaft“. Kein Elfenbeinturm, sondern ein 109 Meter langes Ausstellungsschiff von „Wissenschaft im Dialog“, ein schwimmendes Science Center der deutschen Wissenschaftsorganisationen. Am 4. Juni wurde es von Bundesministerin Schavan mit Sekt getauft – erfolgreich gleich beim ersten Versuch, was bei Schiffs-Taufen ja nicht selbstverständlich ist.

Die „MS Wissenschaft“ wird bis Mitte Oktober zwischen Kiel und Passau unterwegs sein und an 34 Liegeplätzen unter dem Motto „Sprache ist mehr als Worte“ Themen aus der aktuellen Sprachforschung vorstellen.

An Bord werden auch Ergebnisse von DFG-geförderten Projekten gezeigt. Mich hat sehr beeindruckt, dass Forschung auch auf dem Schiff selbst stattfindet: Ausstellungsbesucher entlang der Schiffsroute können sich mit dem eigens für die Fahrt des Wissenschaftsschiffes entwickelten Sprachtest „Wie modern ist Ihr Deutsch?“ vergnügen und gleichzeitig an einer Pilotstudie zum regional spezifischen Sprachwandel der Berliner Sprachwissenschaftlerin Karin Donhauser teilnehmen. Ein weiteres Exponat ist die virtuelle Präsen-

In diesem Exkurs dokumentieren wir die von DFG-Präsident Professor Matthias Kleiner anlässlich der Jahresversammlung am 4. Juli 2007 in Bonn gehaltene Ansprache.

tation der Ausstellung „KassettenGeschichten“ zum Phänomen der sogenannten Mixtapes. Falls es Ihnen geht wie mir: Das sind individuell gestaltete Kassetten als Archive der Erinnerung, als Medien der Kommunikation und als Träger von Pop-Kultur.

Längst haben die Geisteswissenschaften also die Grenzen zu anderen Wissenschaftsgebieten überschritten. Moderne Wissenschaft wendet sich ihren Forschungsgegenständen nicht mehr nur aus dem Blickwinkel eng umschriebener Disziplinengrenzen zu, sondern gelangt über die Verknüpfung unterschiedlicher Fachperspektiven und Arbeitsmethoden zu einem umfassenderen Zugriff und Verständnis wissenschaftlicher Fragestellungen.

Die DFG fördert diese Entwicklung entschieden. Sie ist mit jährlich mehr als 250 Millionen Euro mindestens europaweit der größte Forschungsförderer für die Geisteswissenschaften.

Mit der Einzelförderung, den Schwerpunktprogrammen, den Forschergruppen, den Sonderforschungsbereichen, der ganzen Kette der Nachwuchsförderung stehen den Geistes- und Sozialwissenschaften hervorragende Instrumente zur Verfügung.

So bemüht sich die DFG im „Jahr der Geisteswissenschaften“ nicht etwa neu um die Geisteswissenschaften. Vielmehr gab es bereits viele „Jahre der Geisteswissenschaften“ in der DFG. Und die „Förderinitiative Geisteswissenschaften“ zum Beispiel, die seit 2002 unterwegs ist, erreicht in diesem Jahr ihr Finale, nämlich die erste Ausschreibung zur Einrichtung von Kolleg-Forschergruppen.

In nicht wirklich erstaunlicher Übereinstimmung haben der wissenschaftliche Beirat der Förderinitiative und eine Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrates parallel ein neues Modell für die Förderung geisteswissenschaftlicher Forschung vorgeschlagen, das die Vorteile kooperativer und individueller Forschung in besonderer Weise verbindet.

Ich glaube, es ist mit den Kolleg-Forschergruppen ein hervorragendes Instrument für die Geisteswissenschaften entstanden: Freistellungen, Integration des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie ein Fellow-Programm für Gäste aus dem In- und Ausland geben große Freiheit zum eigenen Forschen und zu diskursivem Austausch.

Die DFG und das BMBF haben dieses Instrument mit abgestimmten und jeweils spezifisch akzentuierten Ausschreibungen aufgegriffen. Der DFG liegen derzeit mehr als 30 Anträge für die erste Runde vor.

Wir sind gespannt, welche Anträge sich im zweistufigen Antragsverfahren durchsetzen werden. Und vor

allem bin ich neugierig auf die Leistungen, die solche Gruppen erbringen werden.

In der Förderinitiative Geisteswissenschaften hat die DFG die Sozialwissenschaften immer mit bedacht – und die Sozialwissenschaften haben die neuen Möglichkeiten auch mitgenutzt. Man sieht es beispielsweise an der sehr erfolgreichen Förderung der Empirischen Bildungsforschung, mit der auch international sichtbare Zentren etabliert wurden.

Wie jedes erfolgreiche Programm hat auch diese Förderinitiative die Grundlage für weitere Aktivitäten geschaffen. So wurde in den letzten Monaten – angestoßen und wesentlich vorangetrieben durch das BMBF – intensiv die Etablierung eines Nationalen Bildungspanels vorbereitet.

Ein mächtiges Instrument zur langfristigen Aufnahme und Analyse von Bildungsbiografien. Vor wenigen Wochen hat eine internationale Expertengruppe das vorgelegte wissenschaftliche Konzept mit allem Nachdruck bestätigt. Und derzeit sprechen wir mit dem BMBF und den Ländern darüber, wie wir gemeinsam das Nationale

Bildungspanel einrichten und die wissenschaftliche Arbeit damit fördern können. Ich bin sehr optimistisch, dass damit die deutsche Bildungsforschung international ganz vorne mitwirken wird.

Ganz vorne mitwirken werden wir auch mit einem groß angelegten Projekt, von dem vor allem auch die Geisteswissenschaften profitieren werden: die Digitalisierung von Publikationen vom Spätmittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Vor einigen Monaten konnten bereits erste Bewilligungen ausgesprochen werden, unter anderem wurde mit DFG-Mitteln ein spezieller Buchscanner an der Bayerischen Staatsbibliothek in München erworben, mit dem besonders schutzbedürftige Materialien wie Inkunabeln oder die Literatur des 16. Jahrhunderts in einem Massenverfahren digitalisiert werden.

Wenn Sie sich einmal, wie ich vor einigen Tagen, vom heimischen Schreibtisch aus eine dieser Kostbarkeiten wie das um 1350 entstandene „Buch der Natur“ von Konrad von Megenberg mit seinen großartigen Abbildungen von Menschen, Tieren und den damals bekannten sieben Planeten ansehen, dann verstehen Sie leicht, welche neuen Forschungsmöglichkeiten die Digitalisierung eröffnet.

Aber wir wollen nicht nur die Vergangenheit durch den Scanner schicken. Zum Aufbau einer zeitgemäßen digitalen Nationalbibliothek soll auch die moderne Literatur digitalisiert werden. Mehr noch, für alle Wissenschaftler in Deutschland wird seit einigen Jahren der nationale Zugang zu vorhandenen digitalen Verlags-

angeboten ermöglicht. So wurden von der DFG in den vergangenen Jahren für insgesamt 50 Millionen Euro Nationallizenzen erworben.

Für den Aufbau dieser digitalen Forschungsbibliothek sollen im Rahmen eines von der DFG erarbeiteten Aktionsplanes in den kommenden fünf Jahren weitere 250 Millionen Euro, davon etwa die Hälfte von der DFG, zur Verfügung stehen. Dieses zukunftsweisende Programm haben wir in der Allianz der Wissenschaftsorganisationen gemeinsam beschlossen.

Und wir haben mit großem Optimismus Bundesministerin Schavan um die Unterstützung des BMBF gebeten, denn die digitale Revolution in der deutschen Forschung können wir nur gemeinsam bewältigen.

Weltweit publiziertes Wissen und kulturelle Überlieferungen werden zukünftig mit Open Access überall frei zugänglich sein. Das ist eine Revolution im Elfenbeinturm! Vielleicht merken wir im Moment die Auswirkungen dieser Revolution noch gar nicht bewusst. Aber sicher werden wir schon in den nächsten Jahren erleben, dass dies die Forschung stark beschleunigen und verbessern wird.

Aus dem Elfenbeinturm herausgekommen ist die Wissenschaft auch mit dem Transfer ihrer Erkenntnisse aus der Grundlagenforschung in Wirtschaft und Gesellschaft. Dies liegt mir persönlich sehr am Herzen und muss uns allen wichtig sein. Selbstverständlich glauben viele, dass dies nur die Ingenieur- und Naturwissenschaften können.

Weit gefehlt: Bei dem Hamburger Sonderforschungsbereich „Mehrsprachigkeit“ geht gerade die Linguistik gleich mit vier Projekten eines neuen Transferbereiches voran. Hier werden die Ergebnisse aus der bisherigen Arbeit des SFB vor allem an Lehrer und Erzieher herangetragen, um das Leistungsvermögen und die Qualität des schulischen Fremdsprachenunterrichts zu verbessern. Aber auch Dienstleister im Bereich Übersetzung und Wirtschaftskommunikation sind Transferpartner. Ich empfinde es als ein sehr hoffnungsvolles Signal, dass es für viele Disziplinen möglich ist, Ergebnisse der Grundlagenforschung zur Anwendung in die Gesellschaft und in die Wirtschaft zu bringen.

„Fördern bis zum Prototyp“ ist dabei das Motto der DFG, die dadurch nicht – ganz ausdrücklich nicht – in die Förderung von Anwendungsforschung einsteigen wird. Aber das Überbrücken der Lücke zwischen Grundlagenforschung und Anwendung ist das Anliegen. Daher freut es mich, dass die Förderung von Transferprojekten, vor allem aus Sonderforschungsbereichen heraus, jüngst nach einer Anpassung der Randbedingungen stark zugenommen, sich wohl verdreifacht hat.

Aber Erkenntnistransfer ist keine Einbahnstraße. Vielmehr geht es auch um die damit verbundene Rückkopplung, den Impuls aus der Gesellschaft, aus der Wirtschaft zurück in die Wissenschaft. Für den besten Weg, den Transfer über Köpfe, brauchen wir ein durchlässigeres System, das einen zeitweisen Wechsel zwischen Wissenschaft und Wirtschaft und umgekehrt ermöglicht. Dieser Austausch wird allerdings noch stark behindert. Vor allem sind die starren Vergütungs- und Pensionssysteme in der Wissenschaft geradezu Mobilitätsblockaden.

Damit keine Missverständnisse entstehen: Die DFG fördert nicht nur die Geisteswissenschaften. Aber mein Bericht ist alles andere als objektiv, und es lag mir am Herzen, über die Förderung der Geisteswissenschaften etwas länger zu reden. Und vieles könnte ich dazu noch sagen – zum Beispiel zu den stärker werdenden Geistes- und Sozialwissenschaften in der Exzellenzinitiative.

Überhaupt, die Exzellenzinitiative. Sie hat fraglos den Wettbewerb vollkommen neu in die Universitäten und insgesamt das deutsche Wissenschaftssystem gebracht – und das Ende der Illusion, alle Univer-

sitäten seien gleich.

Die deutsche Forschungslandschaft hat sich schon nach der ersten Runde wahrnehmbar verändert. Die Exzellenzinitiative hat die Universitäten angespornt, ihre jeweilige Qualität sichtbar zu machen, Schwerpunkte zu setzen und ihr Profil zu schärfen.

Vor einigen Tagen hat mir ein Rektor sehr überzeugend aus seiner Hochschule geschildert, welch großen Gewinn an Identität, Klarheit und Einigkeit man allein in den Diskussionen über die zukünftige Struktur, in der Entwicklung der Kooperationskonzepte und bei der Ausarbeitung der Anträge zur Exzellenzinitiative erzielt habe. Eine solche Universität gehört schon jetzt zu den Erfolgreichen, zu den Gewinnern, die sehr viel für sich erreicht haben. Beide Daumen drücke ich Universitäten, durch die ein solcher Ruck gegangen ist, und wünsche ihnen, dass sie auch am 19. Oktober zu den Gewinnern gehören, wenn die endgültigen Entscheidungen in der zweiten Runde getroffen werden.

Ich darf kurz erinnern: Für diese zweite Runde wurden im Januar 44 Graduiertenschulen, 40 Exzellenzcluster sowie acht Universitäten mit ihren Zukunftskonzepten zur Voll-Antragstellung aufgefordert. Damit nahmen insgesamt 35 Universitäten – das sind etwa die Hälfte der universitären DFG-Mitglieder – die erste Hürde im zweistufigen Auswahlprozess.

Seit dem 22. Mai laufen die aus der ersten Runde bekannten Panel-Begutachtungen, in denen viele von Ihnen ja auch in der einen oder anderen Weise involviert

Die neuen Kolleg-Forschergruppen sind ein ausgezeichnetes Instrument für die geisteswissenschaftlichen Disziplinen

Weltweites Wissen und kulturelle Überlieferungen werden mithilfe von Open Access überall frei zugänglich

sind. Der Begutachtungs- und Entscheidungsprozess hat sich insgesamt doch sehr bewährt – trotz einiger Kritik aus der ersten Enttäuschung heraus.

Die letzte Panel-Sitzung wird am 24. Juli beendet sein. Dann geht in der Geschäftsstelle, und erlauben Sie mir bitte, dass ich hier einmal explizit darauf hinweise, dann geht die Arbeit weiter mit der Anfertigung der Protokolle, der Abstimmung mit den Berichterstatern, der Vorbereitung der Entscheidungssitzungen und vielen, vielen anderen Dingen.

Das bedeutet zunächst, dass für viele DFG-Mitarbeiter der Sommerurlaub nicht oder nur eingeschränkt möglich ist. Das bedeutet aber insbesondere, dass die Arbeitsbelastung insgesamt seit Beginn der Exzellenzinitiative vor etwa zwei Jahren sehr stark angewachsen ist, denn das andere Fördergeschäft und alle weiteren Aufgaben laufen ja unvermindert weiter. Und der Stellenzuwachs für die DFG im Zuge der Exzellenzinitiative war recht bescheiden.

Daher möchte ich erstens allen Mitarbeitern der DFG-Geschäftsstelle, an der Spitze und stellvertretend unserem Generalsekretär Dr. Grunwald und den Mitgliedern unseres erweiterten Vorstandes, Frau Dr. Konze-Thomas, Herrn Dr. Königs und Herrn Dr. von Kalm, sehr herzlich für diese herausragende Leistung danken!

Zweitens möchte ich aber sagen, dass wir dies auf Dauer nicht durchhalten werden, ohne entscheidende Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit der DFG auf dem Arbeitsmarkt des Wissenschaftssystems. Denn derzeit wir sind gehalten, mit dem TVöD die tarifvertraglichen Spielregeln für Bundesverwaltungen einzuhalten. Aber wir sind keine Verwaltung. Wir konkurrieren mit den tarifmäßig besser gestellten Universitäten und außeruniversitären Instituten sowie mit der ohnehin wesentlich zahlungskräftigeren Industrie. Mit ihnen konkurrieren wir um die besten Fachkräfte, ohne die eine DFG nicht funktionieren kann.

Doch zurück zur Exzellenzinitiative. Sie hat auch gezeigt, dass nicht alle Universitäten die gleiche, manche auch nicht die nötige Wettbewerbsfähigkeit haben. Dies hat viele Gründe. Einige Universitäten sind einfach noch sehr jung in ihrer Entwicklung, auch wenn gelegentlich die Gründung schon einige Jahrhunderte zurückliegt. Aber für alle Universitäten gilt vor allem, dass sie sowohl für ihre Lehraufgaben als auch in der Forschung seit Jahren chronisch unterfinanziert sind.

Dazu kurz fünf Zahlen. Je Student und Jahr stehen ohne Forschungsdrittmittel zur Verfügung: Harvard 89000 Euro, der ETH Zürich 44000 Euro – jetzt werden Sie sagen: „Das ist international eine andere Klasse.“

Aber lassen Sie mich mit öffentlichen Universitäten fortfahren: Die Ohio State University hat 25000 Euro zur Verfügung, die Michigan State 24000 Euro und eine deutsche Universität wie zum Beispiel die Universität Bonn etwa 8900 Euro je Student und Jahr. So luxuriös ist der Elfenbeinturm hier in Deutschland.

Dennoch oder gerade deswegen: Wenn wir mit der Exzellenzinitiative eine nachhaltige Wirkung erzielen wollen, dann muss sie verstetigt werden. Um die neue Dynamik effizient für die deutsche Forschung nutzen zu können, brauchen wir den Wettbewerb über die bisher geplanten fünf Jahre hinaus. Auch sind die Zyklen von erfolgreicher Grundlagenforschung deutlich länger als fünf Jahre. Und schließlich benötigt der angestoßene Strukturwandel mehr Zeit.

Aus der Politik haben wir bereits positive Signale für eine Verstetigung erhalten, dafür sind wir sehr dankbar. Natürlich müssen bei einer Verstetigung Zielsetzung, Kriterien und Verfahren kritisch reflektiert werden, und genau damit fangen wir bereits jetzt an. Geld ist das eine. Aber beim Verlassen des Elfenbeinturmes ist es auch

notwendig, dass der Staat der Wissenschaft die Freiheit gewährt, die sie braucht.

Ich bin sehr dankbar, dass die derzeitige Debatte um die rechtlichen Bedingungen der Forschung an embryonalen Stammzellen sehr sachlich und ruhig geführt wird. Wir, die DFG, hoffen und sind sehr zuversichtlich, dass die verantwortlichen Politikerinnen und Politiker unseren Argumenten in dieser Sache folgen werden. Ich persönlich setze sehr auf eine Abschaffung der Strafbewehrung, die Abschaffung oder Modifizierung der Stichtagsregelung sowie die Zulassung des Importes von HES-Linien auch für die Entwicklung von diagnostischen, präventiven und therapeutischen Anwendungen. Denn wir müssen Forschenden in diesem Gebiet wenigstens das Maß an Sicherheit und Freiheit geben, das nötig ist, um nicht ganz den Anschluss an das internationale wissenschaftliche Niveau zu verlieren.

Die Freiheit der Forschung ist in unserem Land als Grundrecht in Artikel 5, Absatz 3 des Grundgesetzes verankert. Auch der Tierschutz ist seit 2002 als Staatsziel im Artikel 20a festgehalten. Nicht nur deswegen sind Tierversuche ein sehr sensibles Gebiet, das in unserer Gesellschaft nicht nur kontrovers, sondern oft auch sehr emotional diskutiert wird. Ich habe dafür sehr viel Verständnis. Obwohl die rechtlichen Regelungen, unter denen Tierversuche nur stattfinden dürfen, in ihrer Balance zwischen Wissenschaftsfreiheit und Tierschutz eindeutig und die Genehmigungswege klar sind.

Wissenschaftler, die Versuche zum Beispiel an Rhesusaffen durchführen „dürfen“, sind einem erheblichen

öffentlichen Druck ausgesetzt. Ich sage bewusst „dürfen“, weil diese sehr seltenen Versuche strengste Prüfungen und Genehmigungen der zuständigen Behörden voraussetzen. Wenn, wie jüngst geschehen, im Umfeld von Wahlen Landtagsbeschlüsse gefasst werden und von politischen Parteien die Forderung erhoben wird, keine weitere Genehmigung für diese Tierversuche mehr zu erteilen, wird die Freiheit der Forschung auf das Höchste bedroht und die Arbeitsteilung zwischen Bundesgesetzgeber, Landesgesetzgeber und Exekutive durcheinandergebracht.

Ich möchte für die DFG unsere Hoffnungen und auch Erwartungen ausdrücken, dass sich die Erteilung von Tierversuchsgenehmigungen ausschließlich am geltenden Recht orientiert. Die betroffenen Wissenschaftler müssen davon ausgehen können, dass nur dieses gilt, und sie sollten auch von den Hochschulen in ihren elementaren Grundrechten und in ihrer Forschungsfreiheit gestärkt werden. Diese Rechte dürfen keinem Wahlkampf zum Opfer fallen. Und wir schaden mit solchen Debatten unserem Forschungsstandort und seiner Attraktivität erheblich. Ich bin jüngst in den USA von prominenten Wissenschaftlern gezielt auf einen solchen Vorgang angesprochen worden, der dort sehr genau registriert und mit Unverständnis und Kopfschütteln kommentiert wurde.

Beim Stichwort Recht kommt mir noch eine ganz andere Diskussion in den Sinn, die wohl in den vergangenen Wochen und Monaten erneut an Brisanz gewonnen hat: Die Diskussion um das Promotionsrecht. Sollen Fachhochschulen promovieren dürfen, sollen außeruniversitäre Einrichtungen das Promotionsrecht erhalten?

Hier möchte ich gerne betonen: Im Fokus der Promotion muss eine starke, eigenständige Forschungsarbeit stehen. Und nur wer intensive Forschung betreibt, kann Doktoranden eine forschungsintensive wissenschaftliche Qualifizierung zuteil werden lassen. Das heißt, eine sehr hohe Qualität und genügend große fachliche Breite der Forschung mit der Möglichkeit des interdisziplinären, akademischen Austausches sind Mindestanforderungen für das Promotionsrecht.

Dies muss aus meiner Sicht bei der Verleihung des Promotionsrechtes bedacht werden. Und daher stellt sich die Frage: Erfüllen eigentlich alle derzeit zur Promotion berechtigten Fachbereiche und Fakultäten diese Bedingung? Haben wir auch hier, bei der Promotion, eine fachspezifische Qualitätssicherung?

Und vielleicht sollten wir ein solches Instrument haben – ein hochschulinternes Qualitätssicherungssystem mit externer Systemakkreditierung? Und wie wäre es

mit einer Befristung des Promotionsrechtes, sagen wir, für jeweils zehn Jahre? Also das Promotionsrecht auch als Auszeichnung und Qualitätssiegel, nicht als Selbstverständlichkeit oder inhaltsschwaches Statussymbol.

Wissenschaft heute hat gewiss den Elfenbeinturm längst verlassen, vielmehr noch: Wissenschaft trägt die Gesellschaft! Aber kann sie das auch zukünftig? Hat sie genügend Tragkraft? Insgesamt fehlen in Europa 700000 Wissenschaftler, so sagen Schätzungen – davon wohl gut zehn Prozent hier bei uns.

Das Lissabon-Ziel, drei Prozent unseres Bruttoinlandsproduktes für Forschung und Entwicklung, dieses Ziel ist nicht nur eine finanzielle Anstrengung der Gesellschaft und der Wirtschaft. Der Mangel an Wissenschaftlern bedroht dieses Ziel, bedroht unsere Wirtschaftskraft ernsthaft. Und wohl sehr viel ernsthafter, als wir uns das heute schon ausmalen wollen.

Was können wir tun? Wie werden wir besser im Wettbewerb um die besten Köpfe – für die Wirtschaft und für die Wissenschaft in Europa und in Deutschland? Kümmern wir uns früh genug um junge Men-

schen, begeistern wir sie für eine wissenschaftliche Ausbildung, wecken wir ihre Lust auf Wissenschaft? Sind wir attraktiv genug, junge Leute zurückzuholen, wenn sie ihre internationalen Forschungserfahrungen im Ausland gemacht haben? Empfangen wir ausländische Wissenschaftler, die wir nicht nur befristet für das deutsche Wissenschaftssystem gewinnen müssen, auch genügend entschieden, vorbehaltlos und mit offenen Armen?

Ich werde nicht alle diese Fragen heute ansprechen, geschweige denn beantworten können. Aber eines kann man generell sagen: Wir müssen noch mehr in den Nachwuchs investieren – zum Beispiel in die Promotionsförderung. Promotionsförderung ist Forschungsförderung, denn im Fokus der Promotion – ich sage es gerne noch einmal – im Fokus muss eine starke, eigenständige Forschungsarbeit stehen, auch bei allen zukünftigen Entwicklungen einer strukturierten Doktorandenausbildung.

Die strukturierte Doktorandenausbildung ist angesichts der ganzen Spannweite der von der DFG geförderten Disziplinen und deren Bedürfnissen ein gutes Beispiel, wie wichtig für eine personen- und sachgerechte Förderung ein spezifisches, verfeinertes Instrumentarium ist.

Für viele Disziplinen ist die strukturierte Doktorandenausbildung ein hervorragender Weg der Nachwuchsförderung. Aber vor allem in den Natur- und Ingenieurwissenschaften ist die Promotion als Projektarbeit – allemal in DFG-Projekten – ein unverzicht-

Die Exzellenzinitiative muss verstetigt werden, damit sie eine nachhaltige Wirkung entfalten kann

Kümmern wir uns früh genug um junge Menschen, wecken wir ihre Lust auf Wissenschaft?

barer Weg, weil er gleichzeitig die Leistungsfähigkeit unseres Forschungssystems gewährleistet. Dennoch gilt es auch hier, jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern internationale und interdisziplinäre Forschungserfahrungen zu ermöglichen und ihnen frühzeitig eine große Selbstständigkeit zu geben. Warum also nicht unterschiedliche Wege kombinieren und Graduiertenkollegs oder Graduiertenschulen für Projektmitarbeiter öffnen?

Mit dem Förderprogramm der DFG-Graduiertenkollegs haben wir einen klaren, weltweiten Wettbewerbsvorteil. Diese DFG-Graduiertenkollegs – vor allem die internationalen – haben ein hohes Renommee und eine starke Anziehungskraft bei unseren internationalen Partnern. Erst vor zwei Wochen habe ich das erste deutsch-russische Graduiertenkolleg an der Moskauer Lomonosov-Universität besuchen können. Es ist wunderbar, wie hier deutsche, russische, lettische und polnische Kollegiaten im Bereich der Biochemie zusammenarbeiten.

Dennoch, bei aller Schwärmerei über die Qualität der Promotionsförderung, wenn wir unsere Zukunftshoffnungen, junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, unseren Nachwuchs, im internationalen Vergleich nach wie vor schlecht bezahlen, werden wir schlichtweg abgehängt. Mit den Vergütungssystemen TVL, TVöD oder der W-Besoldung sind wir einfach nicht konkurrenzfähig.

Und man bedenke eines: Mit der Exzellenzinitiative machen wir die besten Köpfe sichtbar und lassen sie sich zu neuen Höhen weiterentwickeln. Ein Leichtes also für unsere internationalen Wettbewerber sich genau hier zu bedienen und in drei, vier Jahren die besseren Angebote zu machen, die dann sicherlich oft nicht abgelehnt werden. Es sei denn, wir sind zukünftig nicht nur bei der Förderung exzellent, sondern auch bei den persönlichen Bezügen besser.

Aber der sogenannte Vergaberahmen für Zulagen bei der Hochschullehrer-Besoldung war schon bei seiner Einführung ein Anachronismus. Und er verhindert jetzt erst recht, in Zeiten von Hochschulautonomie und Globalhaushalten, eine leistungsgerechte Bezahlung. Und die hartnäckige Verweigerung eines attraktiven Wissenschaftstarifes ist ein großes Wettbewerbshindernis sowohl nach außen, international, aber auch nach innen, zwischen den Universitäten und Forschungseinrichtungen.

Für mich sind diese Barrieren, diese Mauern, die kleinen Kästchen, ist dies alles auch Ausdruck einer tief sitzenden Störung in unserer Gesellschaft: Neid und Mittelmaß gehören eng zusammen, Erfolg ist suspekt, wird nicht vorbehaltlos gönnt und bewundert.

Aber auch Misserfolg, zum Beispiel in der Exzellenzinitiative, oder bei einer Unternehmensgründung, wird oft als Katastrophe und selten, wie in den USA, als Erfahrung und Chance zum Lernen für den nächsten Versuch gesehen und toleriert.

Ich wiederhole mich hier wirklich gerne: Wenn wir bemängeln und beklagen, dass viel zu wenig junge Leute eine Karriere in der Wissenschaft anstreben und wir diese gleichzeitig schlecht bezahlen für ihre brillante intellektuelle Leistung, ihre hohe Motivation, ihre 60-Stunden-Woche, dann ist das für mich absurd und eine Schande für eines der wirtschaftsstärksten Länder dieser Welt.

Kaum anders verhält es sich mit unserem Umgang mit Wissenschaftlerinnen, deren Karrierewege oft nicht nur steiniger sind als die ihrer männlichen Kollegen. Sie enden häufig auch früher, nicht zuletzt wegen des Spagats zwischen Beruf und Familie. Laut Statistischem Bundesamt sinkt der Anteil von Frauen über die akademischen Karrierephasen hinweg kontinuierlich. Liegt der Schnitt unter den Studierenden

noch bei etwa 50 Prozent, beträgt er bei Professuren nur noch 14 Prozent. International ist der Anteil aber gut doppelt so hoch.

Diese fehlende Gleichstellung von Mann und Frau in der Wissenschaft ist nicht nur höchst ungerecht, sondern auch ein großer Verlust für die Wissenschaft: eine Verschwendung von intellektuellen Ressourcen. Und die Gleichbehandlung von Frauen fängt nicht abstrakt irgendwo an, sondern konkret bei uns, in unserem Alltag. Seien wir doch einmal ehrlich: Männer, die in ihrem Berufsalltag selbstbewusst sind, gelten als meist „durchsetzungsstark“, Frauen hingegen oft als „schwierig“.

Mich stimmt aber optimistisch, dass der Wettbewerb auch hier begonnen hat, der Wettbewerb um „schwierige“ Frauen, um hervorragende Studentinnen, Doktorandinnen, Wissenschaftlerinnen. Und die DFG wird zukünftig stärker wahrnehmen, in der Exzellenzinitiative, bei der Beantragung von Sonderforschungsbeiräten und oder von Graduiertenkollegs, wer hier erfolgreich sein konnte.

Denn die Gleichstellung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ist seit 2002 Satzungsziel der DFG, das wir mit einem ganzen Bündel von Maßnahmen verfolgen. Es ist allerdings auch notwendig, Gleichstellungspolitik als eine Leitungsaufgabe in den Hochschulen und in den Forschungseinrichtungen zu etablieren.

Hier freut mich besonders das Lob der Bundeskonferenz der Gleichstellungsbeauftragten, dass die Be-

rücksichtigung des Kriteriums Gleichstellung in der Exzellenzinitiative bereits jetzt zu einer spürbaren Verbesserung an den Hochschulen führt. Aber auch die internationalen Gutachter haben jetzt in der zweiten Runde der Exzellenzinitiative die klareren Konzepte zur Gleichstellung gelobt. Dies ist ein hoffnungsfrohes Signal. Ich möchte hier aber auch einmal klar sagen: Gleichstellung ist mehr, als die Kinderbetreuung an der Hochschule zu regeln. Dies ist ein wichtiger Teilaspekt, unsere Anstrengungen müssen aber weit darüber hinausgehen.

Gleichstellung, Forschungsfreiheit, gute Arbeitsbedingungen, vernünftige Rahmengesetze für die Forschung, beste Förderung und attraktive Bezahlung – all das sind Grundvoraussetzungen für Wissenschaft, die im Wettbewerb steht.

Junge Leute sagen uns oft, dass sie für den Wettbewerb in der Wissenschaft bereit sind. Und sie sind sich durchaus bewusst, dass dieser Wettbewerb harte Spielregeln hat – zum Beispiel eine hohe Selektivität auf dem Weg zur Professur, die nur etwa fünf bis zehn Prozent der Promovierten erreichen. Aber sie sagen auch: „Der Karriereweg muss bekannt sein, wir brauchen Perspektiven und Verlässlichkeit.“ Eine Antwort darauf ist die vor gut einem Jahr eingerichtete Heisenberg-Professur, deren Erfolg schon jetzt unverkennbar ist. Die Variante des seit 30 Jahren bestehenden Heisenberg-Stipendiums ermöglicht es ausgezeichneten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an einer Hochschule ihrer Wahl eine unbefristete Professur zu erreichen, ohne dass dafür nach Ablauf der fünfjährigen DFG-Förderung ein weiteres Berufungsverfahren notwendig ist. Denn die Begutachtung und Entscheidung der DFG und das Berufungsverfahren der Hochschule laufen parallel, und nach drei Jahren muss eine Zwischenevaluierung erfolgreich sein.

Die Nachfrage nach dieser – sagen wir – „Stiftungsprofessur der DFG“, die danach dauerhaft von der Hochschule getragen wird, ist sehr groß, und ich freue mich, dass wir bis heute fast 20 Heisenberg-Professuren einrichten konnten. Besonders aktiv ist hierbei übrigens die Medizin, was ich angesichts des großen Reformbedarfs in diesem Bereich ausgesprochen positiv finde.

Gemeinsam mit dem BMBF haben wir im vergangenen Oktober eine Tagung zum Thema „Karrierewege in Wissenschaft und Forschung“ veranstaltet. Dort hat niemand – egal ob aus Wissenschaft, Politik oder Verwaltung – den Sinn und die Notwendigkeit einer berechenbaren Karriereentwicklung in Zweifel gezogen. Diskutiert wurde zum Stufenmodell des Tenure Track lediglich über Fragen der Umsetzung und Finan-

zierung. Es ging also nicht mehr um das „Ob“, sondern allein noch um das „Wie“.

Ich begrüße daher, dass nun auch die Alexander von Humboldt-Stiftung das Thema Tenure Track in ihrem jüngst vorgelegten Zehn-Punkte-Plan aufgegriffen hat, darunter auch die angemessene Förderung von Karrierepaaren in der Wissenschaft. Als die DFG zusammen mit dem Stifterverband im Februar 2003 mit der Tagung „Mehr Chancen für Forscherpaare“ dieses Thema erstmals auf die Agenda brachte, sah es zunächst so aus, als käme die Konferenz mangels Interesse der eingeladenen Hochschulleitungen gar nicht zustande.

Diese gelang aber dann doch mit weit reichender Ausstrahlung: Kaum ein Antrag im Rahmen der Exzellenzinitiative hat auf Konzepte verzichtet, wie Karrierepaare für den Standort gewonnen und gehalten werden sollen. Persönlich beeindruckend finde ich, inzwischen Paaren zu begegnen, die wegen umsichtiger Angebote tatsächlich vielversprechende Karrieren in den USA aufgegeben haben. In Würzburg traf ich kürzlich am DFG-Forschungszentrum

zwei solcher Wissenschaftler, die mit ihren beiden kleinen Kindern zurückkamen: sie auf einen Lehrstuhl für Strukturbiologie, er als Leiter einer aussichtsreichen Forschungsgruppe. Dies sind die Beispiele, von denen wir viele brauchen.

Wenn wir mehr junge Leute für die Wissenschaft begeistern wollen, müssen wir ihnen natürlich genau dort Perspektiven bieten, auch neben der Professur, auch für spätere Lebensphasen. Das neue Wissenschaftszeitvertragsgesetz ermöglicht es nun, dass ein Wissenschaftler, eine Wissenschaftlerin sich ihre Karriere selbst finanzieren – zum Beispiel mit DFG-Projekten, was ja bislang nur zeitlich sehr begrenzt im Rahmen der Nachwuchsförderung mit dem Instrument der sogenannten „Eigenen Stelle“ ging.

Den Kritikern, die die Nase rümpfen und abfällig über die sogenannten Drittmittel-Karrieren sprechen, halte ich entgegen: Wer sich alle zwei bis drei Jahre neu um Fördermittel bemühen muss, der stellt seine Forschung immer wieder auf den Prüfstand. Dies sind die Wissenschaftler, die sich in der harten Konkurrenz um Fördermittel behaupten. Eine Karriere neben der Professur, die auf Drittmitteln basiert, muss also auf herausragenden Ideen, auf exzellenter Forschung fußen.

Und die DFG ist gefordert, ihre Förderprogramme an diese Anforderungen anzupassen. Nicht nur bei der „Eigenen Stelle“, sondern viel weitergehend. Die Förderprogramme sollen flexibler und modularer werden, die Bewilligungen noch stärker pauschaliert. Wir müssen noch mehr dem Unkonventionellen in der Wissen-

Die fehlende Gleichstellung von Mann und Frau ist eine Verschwendung von intellektuellen Ressourcen

Auch die Förderprogramme der DFG müssen flexibler werden und sich noch mehr dem Unkonventionellen öffnen

schaft zum Durchbruch verhelfen. Unsere Förderung muss noch personen- und sachgerechter werden und eine noch höhere Effizienz in der Forschung erlauben. Weniger Bürokratie und mehr Zeit für Forschung ist unser Leitmotiv.

Und schließlich müssen wir uns selbst, muss die DFG sich vor dem Elfenbeinturm hüten. Sie muss die Balance halten zwischen Distanz und Nähe zu den Fächern und zu unseren Mitgliedern. Denn sie ist Gemeinschaft der Forschenden und auch Forschungsförderer. Sie ist gleichzeitig Avantgarde und Dienstleister für die Wissenschaft. Daher muss die DFG sich ausreichend rückkoppeln mit ihren Mitgliedern, mit den Communities, ganz besonders mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und den Staatsvertretern in ihren Gremien, um das dort vorhandene, umfassende Wissen und die große Erfahrung zu nutzen.

Das Präsidium hat dazu einen kontinuierlichen Strategieprozess zu den Förderverfahren, dem Förderhandeln und zu strukturellen und thematischen Impulsen angestoßen. Mit der Strategieschrift 2007, die ja soeben dem Senat und dem Hauptausschuss vorgelegt wurde, kommt dieser Strategieprozess, der vom Senatsausschuss „Perspektiven der Forschung“ moderiert wird, richtig in Fahrt. Hauptakteure sind neben Präsidium, Senat, Hauptausschuss und Geschäftsstelle vor allem auch die 48 Fachkollegien mit ihren knapp 600 Mitgliedern aus rund 200 Fächern, die gleichsam als „Parlament der Wissenschaft“ von fast 100 000 Wissenschaftlern gewählt werden.

Diese Fachkollegien repräsentieren auch in den Begutachtungs- und Entscheidungsprozessen die fachliche Öffentlichkeit, ohne dass dabei die nötige Vertraulichkeit der Verfahren gefährdet wird. Sie haben sich sehr bewährt und die Qualität der Förderentscheidungen noch weiter verbessert.

Dennoch müssen wir die Transparenz unserer Entscheidungen erhöhen. Ich stelle gelegentlich mit Erschrecken fest, wie wenig vor allem Kritiker, die ja manchmal Briefe schreiben oder Streitgespräche mit mir führen, von den Entscheidungswegen wirklich

wissen, obwohl die Informationen dazu ja ganz offenliegen. Sie werden zum Beispiel in der Internetpräsentation der DFG oder im Jahresbericht sehr klar beschrieben. Augenscheinlich müssen wir hier, bei der Transparenz, mehr tun.

So werden wir zukünftig jede Ablehnung noch sorgfältiger als bisher schon durch Informationen aus dem Entscheidungsverfahren begründen. Wir werden den Antragstellern unter Wahrung der Anonymität der Gutachter möglichst vollständig die Gutachten, die Stellungnahme des Fachkollegiums sowie seine Entscheidungsempfehlung mitteilen und das gestufte Entscheidungsverfahren genau erläutern.

Wir möchten damit eine noch größere Akzeptanz der Entscheidungen erreichen, unseren Antragstellern entgegengehen und die DFG auch weiterhin vor der Arroganz der Macht bewahren. Die Mitglieder und die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den Mitgliedseinrichtungen, den Hochschulen und Forschungsinstitutionen müssen – wie schon seit vielen Jahren, so auch zukünftig – überzeugt und von Herzen

sagen können: „Die DFG sind wir!“

In seiner Dankesrede für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2006 hat sich der Soziologe Wolf Lepenies in gewisser Weise gegen ein gänzlich Verlassen des Elfenbeinturms gewehrt: „Wagt man sich nach oben, kann man vom Elfenbeinturm aus weit sehen. Wissenschaftliche Strenge ist die Voraussetzung, damit Weitsicht-Projekte auch im Raum des Politischen nicht ohne Folgen bleiben.“ Soweit Wolf Lepenies.

Also, nachdem wir aus dem Elfenbeinturm heraus sind, hinauf auf ihn! Denn ich denke, für die Zukunftsvisionen, die unsere Gesellschaft zur Weiterentwicklung benötigt und für die wir, die Wissenschaft, zuständig sind, ist doch gelegentlich eine gewisse Distanz vom Alltag, von der Politik, von der Wirtschaft und von der Gesellschaft nötig.

Ich wünsche mir daher, dass der Elfenbeinturm einen weiteren Bedeutungswandel erfährt: von der Weltferne hin zur Weitsicht – in der Überzeugung, dass Wissenschaft die Gesellschaft trägt.

Wagt man sich
nach oben,
kann man vom
Elfenbeinturm aus
weit sehen

forschung

Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

3/2007